

In freier Stunde

• Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ •

Nr. 272.

Posen, den 25. November 1928.

2. Jahrg.

Copyright by J. Engelhorn's Nachf. Stuttgart.

Die Hoermanns

Roman von Karl Busse.

(3. Fortsetzung).

(Nachdruck verboten.)

Mit einem Male hielt die Kleine in ihrer Wanderung inne. Schritte kamen nach oben. Kunkel meldete sich mit der Abendzeitung.

Hastig schlug sie sie auf. Hier: Neue Verluste in Südwestafrika. Aufreibung einer Patrouille. Ein Offizier und acht Mann gefallen.

Das Blatt raschelte in ihren zitternden Händen. Dann ein erlöstes Aufatmen: fremde Menschen, fremde Namen. Der Bruder war nicht darunter — der einzige, der ihr noch helfen konnte.

Sie hatte an ihn geschrieben. Niemand im Hause wußte es. Was sie nicht sagen konnte, was ihr wie ein Knäuel im Halse sitzen blieb — sie hatte es ausgeströmt in diesem Briefe. Es war ein Notschrei aus tiefster Verzweiflung: Hilf mir! Hilf mir und hilf dem Vater, denn auch der zertrieb sich ja . . . !

Heimlich unter Tränen hatte sie den Brief geschrieben; heimlich ihn in den Kasten getragen.

Günther würde sie ja verstehen — ebenso wie sie ihn verstand. Hatte sie nicht gegen alles Mahnen und Mäkeln der andern das große Gefühl, das ihn nach Afrika trieb, begriffen? Verteidigte sie nicht noch heute seinen Entschluß gegen Gott und Welt, obwohl gerade ihr durch sein Scheiden am meisten genommen war?

Sie griff noch einmal nach der Zeitung. Hinter so vielen Namen stand wieder das Kreuz. So viel Jugend, so viel Mutterhoffnung lag da unten schon begraben.

Und sie schauerte zusammen. Etwas Dunkles und Herzbeeklemmendes kam mehr und mehr aus diesen Totenlisten auf sie zu.

„Nein, nein,“ stammelte sie abwehrend und rechte ihre dürftige Gestalt. Nicht erst daran denken! Und sie zwang den Sinn auf andres: Ilse wollt' ihrethalben mit dem Vater reden, sich über sie beschweren. Gut, gut! Sie selbst wollt' auch schon lange zu ihm, wollt' ihn noch einmal aus aller Kraft bitten, daß er ihr den Weg freigab.

Aber während dies flüchtig durch ihren Kopf ging, stand im Hintergrund wartend etwas andres in ihren Gedanken, das sich nicht übertäuben und wegscheuchen ließ.

Und plötzlich hielt sie mitten im Zimmer an, preßte die Hände zusammen und sagte halblaut in Angst und Weh: „Oheer, lieber Gott, laß ihn gesund zurückkommen.“

Und sie drückte dabei die Hände so schmerzhaft zusammen, als könnte sie dadurch die Inbrunst ihres Gebetes zeigen und den lieben Gott zwingen, es zu erhören.

III.

Tags darauf — es war früher Vormittag — klopfte Rütting an die Tür des Studierzimmers.

Sie hatte schlecht geschlafen, Schatten lagen ihr unter den Augen und ihr Herz ging unruhig, als sie die Klinke niederdrückte. Es saß ihnen allen noch von

Kinderzeiten her ein heimlicher Respekt im Blute vor diesem Zimmer, das sie nun betrat.

Vor dem schweren eichenen Schreibtisch, dessen mächtige Platte mit aufgeschlagenen Briefen und Papieren übersät war, saß der Vater. Er wandte den Kopf und sah über die Schulter fort zur Schwelle, mit einem leise mißtrauischen und abwehrenden Blick.

„Du bist es?“ sagte er dann. „Morgen, mein Kind.“ Und über die Papiere, die er vor sich liegen hatte, legte er rasch ein paar Löffelblätter, als wollte er etwas verbergen.

„Wenn ich dich störe, Papa — —“

„Ach — bitte —“ das klang gedehnt. „Hoffentlich bringst du Erfreuliches.“

„Ich bring' nichts, ich möcht' mir nur etwas holen,“ wollt' sie sagen. Aber da saß es ihr schon wieder in der Kehle. Ein Frösteln wehte sie an — sie wußte selbst nicht, was sich ihr so beklemmend auf die Brust legte. Als müßte sie sich irgendwo aufstützen, griff sie nach der Lehne des Schaukelstuhls, und während der Stuhl unter dem Druck ihrer Hand leise schwankte, antwortete sie gepreßt: „Ich wollte nur etwas fragen. Vielleicht hat Ilse schon mit dir gesprochen.“

„Ilse?“ Und mit lässig abwehrender Handbewegung: „Ja so . . . gestern abend hat sie sich sehr über dich beklagt. Wie mich dünkt, auch mit gutem Grunde. Daß du ihr so gar keine Hilfe und Stütze im Haushalt wärst und dich auch sonst von deiner unliebenswürdigsten Seite zeigtest. Einem jungen Mädchen sollte man das nicht nachsagen dürfen, Christel! Wenn du dich einmal ehrlich prüfst — —“

Sie schüttelte kurz den Kopf.

„Du mißverstehst mich, Papa. Ich wollte mich nicht verteidigen und noch weniger Ilse anklagen. Sie hat von ihrem Standpunkt aus ganz gewiß recht.“

„Nicht wahr? Siehst du, das freut mich! Das freut mich wirklich, daß du so vernünftig darüber denkst. Unter Schwestern gibt es natürlich mal einen Streit. Aber mit etwas gutem Willen geht alles. Man muß sich miteinander eben abfinden und vertragen.“

Er nickte ihr zu: als wär' nun alles glatt und erledigt.

Sie jedoch: „Deshalb hätt' ich dich auch nicht gestört, Papa. Aber eins hängt mit dem andern zusammen, und ich möchte so gern noch einmal mit dir reden . . . wegen meiner Zukunft und alle dem.“

Ein flüchtiger Schatten huschte über sein Gesicht. Er strich sich ein paarmal nervös über die Stirn und höher über das kurzgeschorene graue Haar.

„Ich glaube, wir hätten darüber schon genug verhandelt. Aber es soll nicht heißen, daß ich dich nicht angehört habe. Setz dich doch . . . Also wegen deiner Zukunft . . . hast du denn solche Angst vor dieser Zukunft? Und so wenig Vertrauen?“

„Ich mein' es nicht so, Papa . . . nein, danke, laß mich lieber stehen! Du weißt doch: ich hab' solche Sehnsucht, zu lernen. Immer mehr zu lernen und weiter zu kommen. Im Hause arbeiten wie Ilse — das kann ich nicht. Hin und wieder mal, wenn's nötig ist, gern, aber jeden Tag den Staub abwischen, der morgen genau so da liegt . . . dazu muß man außerdem die Augen haben.

Ich seh ihn gar nicht, aber sie sieht ihn. Und so geht's mit allem. Ich kann nicht — ich kann nicht!"

„Um! Und statt deren sagst du was and'ers (un-
vernun — auf! Aber das ist ein weiter Begriff. Du
hast sicher bestimmte Pläne."

„Ich möchte die Unterrichtskurse mitnehmen . . .
die Vorbereitungskurse für das Abiturientenexamen."

„Aha. Und dann?"

„Dann studieren."

Aber sie sprach es schon leiser und nicht mehr so
sicher.

„Studieren," wiederholte er sinnend. „Und das
Endziel?"

Sie stockte, setzte an, stockte wieder und ward leicht
verlegen. „Das liegt ja noch in weitem Felde. Das
findet sich dann schon. Erst nur mal arbeiten. Etwas
vor sich bringen und schaffen! Hier in der Wirtschaft ist
das so jämmerlich, daß man niemals weiter kommt. Jeden
Tag beginnt dieselbe Geschichte von vorn. Dabei muß
man ja stumpf werden. Verstehst du das nicht, Papa?"

Und zögernd, nach den Worten suchend: „Mein
Leben . . . ist so leer jetzt. Ich möcht' ihm gern einen
Inhalt geben."

Dabei wurde sie rot: das klang falsch. Wie eine
Phrase. Deshalb redete sie hastig weiter. „Ein Ziel
möcht' ich haben. Jeder Mensch muß doch ein Ziel haben!
Und hier so zwecklos herumzugehen und sich in lauter un-
nützen Kleinigkeiten zu verströbeln, — ach, das ist schreck-
lich! Das ist so ganz ohne jeden Sinn und Verstand.
Bitte, bitte, laß mich doch lernen, laß mich doch die Kurse
mitnehmen: sie beginnen gerade wieder. Und sie können
doch in jedem Betracht nur nützen. Weshalb darf ich
also nicht? Bloß weil ich ein Mädchen bin. Das kann
ich von dir nicht glauben!"

Der alte Professor hatte die Arme auf die Seiten-
lehnen des Schreibtischstuhles gelegt. Er blickt seine
Tochter an, aber mit Blicken, die weit über sie hinaus-
gingen.

„Nein," erwiderte er langsam. „Davon spricht kei-
ner, mein Kind. Kräfte soll man entwickeln, nicht unter-
drücken. Und wenn mir auch manches nicht gefällt von
den vielen modernen Reformideen, — ich seh' doch so viel,
daß sich neben vielem Falschen und Unrechten auch viel
Gutes und Notwendiges erlösen möchte. Es ist eine
wunderliche Sache. Wenn ich an früher denke —"

Lütting sah ihn einen Augenblick ängstlich an und
neigte dann den Kopf. Sie atmete schwer. Das war wie
ein unterdrückter Seufzer. Sie kannte ihren Vater und
seine Augen. Jetzt würde er auf die Vergangenheit
kommen. Auf die Frauen früherer Tage und ihre Stel-
lung. Er würde manches kluge Wort sprechen, in den
langsamen, abgerissenen Sätzen. Vielleicht auch Cham-
fort oder Goethe. Und von Plato ging er möglicher-
weise auf die Antike über, auf griechische Ideale im Ver-
hältnis zu den modernen. Und niemand wußte, wo er
enden würde — er selber nicht.

Was war sie dann für ihn, wenn er so sprach?
Was ihr Hoffen und Leiden?

Ein bald vergessener Ausgangspunkt. Ein Sprung-
brett. Nichts weiter.

Ein bitteres Lächeln stahl sich um ihren herben
Mund und machte ihn noch strenger. Aber sie blieb still;
sie hörte zu, wie der Vater sich langsam, aber sicher in der
Weltgeschichte verlor.

Und sie starrte auf den dunkelgrünen Fries des
Bodens. Ließ die Blide weitergehen zu den strengen
Tuchportieren, die steif und schwer längs der Fenster
hinabfielen. Weitergehen zu dem schwarzen Marmor-
famin, auf dessen Sims, von dreiarmligen Leuchtern
flankiert, eine altmodische Marmoruhr stand. Aber die
Schlug seit Jahren keine Stunde mehr: der Vater konnte
ihre Ticken nicht hören. Es störte ihn.

Immer wieder lehrten Lüttings Blicke zu dieser
Uhr zurück, der nicht erlaubt war zu leisten, was sie
leisten konnte. Der Vater gestattete es nicht. Punktum
— erledigt!

Wie eine tiefe Empörung regte es sich in ihr. —
Und die Minuten verstrichen. Nein, sie hielt es nicht
mehr aus!

Aber da machte der Vater eine Pause. Sein Ge-
sicht nahm einen verloren suchenden Ausdruck an, als
hätt' er sich verirrt und sähe tausend Wege vor sich, die
alle lockten.

Doch ehe er weitersehnen konnte, unterbrach sie
ihn. „Ja, Papa," sagte sie rasch, „das ist sehr inter-
essant. Aber um auf mich wieder zurückzukommen —
es erklärt mir doch alles nicht, weshalb du meine Pläne
nicht billigst."

Er war aufgestanden, als suchte er auf dem Schreib-
tisch etwas.

„Auch das will ich dir sagen," sprach er nach einer
Weile und wandte sich. Und halb überlegen, halb ent-
schuldend: „Es ist immer gut, einmal zurückzuschauen;
die Gegenwart ist schließlich doch das Kind der Ver-
gangenheit. Ja, und was dich betrifft — ich will dir
meine Gründe nicht vorenthalten, obwohl sie dich schwer-
lich überzeugen werden!"

Er schritt jetzt auf und ab im Zimmer, die Hände
auf dem Rücken verschränkt. Lütting folgte ihm mit
den Augen, und in all ihrer Erwartung kam es ihr
jäh zum Bewußtsein, daß sie dieses ruhelose Wandern
von ihm hatte.

Für einen Augenblick blieb er dann vor ihr stehen.

„Wie alt bist du, Christel? Achtzehn Jahr —
nicht?" Und als sie nickte: „Ich weiß wohl, daß junge
Menschen von älteren nicht gern an ihre Jugend er-
innert sein wollen. Aber ich muß es doch sagen: du
bist noch so jung, Kind. Und in diesen Jahren leiden
wir alle an einer unbestimmten und quälenden Sehnsucht,
die unruhig nach einem Ziel sucht. Dabei ver-
greift sich diese Sehnsucht oft und geht in die Irre.
Gerade bei jungen Mädchen. Sie schwärmt vage aus
und hängt sich mit aller Bunschkraft an irgend etwas:
an Kloster oder Bühne, an Universität oder Kranken-
haus. Und weiß nicht, daß sie sich eben nur vergreift.
Daß der Drang und Trieb echt ist, aber das Ziel falsch.
Man soll da nicht spotten. Bei gesunden und tüchtigen
Naturen korrigiert sich das später von selbst. Und die
meisten sehen dann, an der Seite eines guten Mannes,
lächelnd zurück auf den Uberschwang und die Gefühls-
verirrung der Uebergangszeit. Bitte, versteh mich nicht
falsch: das soll nicht heißen, daß ich in jedem einzelnen
Falle die Ehe als das Allheilmittel ansehe. Aber ich
glaube allerdings, daß sie für die Mehrzahl ein gar nicht
abzuschätzender Segen ist."

Lüttings Gesicht schien unbeweglich. Nur die beiden
Falten, die senkrecht von der Nasenwurzel emporliefen,
hatten sich verschärft.

„Mit andern Worten: es wär' dir lieber, Papa,
wenn ich mich einst verheiraten würde."

Um seine schmalen Lippen — die Lippen, die seine
Tochter von ihm geküßt hatte — glitt ein kurzes Lächeln.

„Du willst es natürlich feierlich verschwören . . ."

„Warum?" sagte sie achselzuckend. „Kann sein —
kann nicht sein. Aber wie es später auch kommen mag:
deshalb könnt' ich doch jetzt ruhig die Kurse mitnehmen.
Damit leg' ich doch kein Gelübde der Ehelosigkeit ab.
Wenn mich später mal einer haben will und ich seiner
Meinung bin — gut! Deshalb, weil man amo kon-
jugieren und Virgil lesen kann, braucht man noch keine
schlechtere Frau zu werden. Oder meinst du doch?"

(Fortsetzung folgt.)

Die Gattin wider Willen.

Von M. Lucca.

Marietta Weber näherte sich mit bedenkliehen Eilschritten ihrem dreißigsten Lebensjahre, ohne im geringsten verlobt zu sein.

Dabei war Marietta Weber eine interessante Brünnette von schöner, vollschlanker Figur und hatte Tage, wo sie direkt schön zu nennen war.

Sie lebte bei einem alten Onkelhepapa, das, kinderlos, die Waise auf das liebevollste betreute. Eine kleine Pension, die sie als Feldmarschallstochter bezog, gestattete ihr ein behagliches, sorgenloses Dasein im gemütlichen Heim ihrer Adoptiveltern, und so kam es, daß Marietta noch nie ernstlich ans Heiraten gedacht hatte.

Sie war durchaus keine Männerfeindin, doch hatte ein ihr wirklich gefallender Mann noch nicht ihren Lebensweg gekreuzt! Oester sprach ihr Tantenmütterlein davon. Aber Marietta wehrte noch immer lachend ab: „Nein, nein, Tanti, vor der Hand denke ich noch nicht ans Heiraten — ich hab' es viel zu gut bei euch, Ihr Geliebten!“

„Etta, Etachen, wir leben aber nicht ewig!“

„Ich doch auch nicht, Tanti, vielleicht sterbe ich noch vor euch!“

„Marietta, verläßliche dich nicht!“ schrie dann das Tantenmütterlein entsetzt, und Marietta hat wieder für einige Wochen Ruhe vor dem leidigen Heiratsstema. Dies hatte sie nur bezwecken wollen, denn Marietta dachte gar nicht daran, ihr behagliches Dasein, zu dem auch stundenweite Spaziergänge in den nahen Wienerwald gehörten, aufzugeben.

Das Onkelhepapa Weber — Helmut Weber war Sektionschef im Unterrichtsministerium gewesen — bewohnte eine reizende Villa zu Beginn des Sommerheidenweges. Und es war ein leichtes für Marietta, die eine ausdauernde Fußgängerin war, nur in Begleitung ihres treuen Dobermann „Rolf“ stundenweite Ausflüge zu machen.

Eines herrlichen Spätsommerabends, die Mondsichel stand silbern über dem Röhlenberge, schritt Marietta, nur von Rolf begleitet, gegen Neustift dem Walde zu. Mit großem Unbehagen bemerkte sie schon seit längerer Zeit ein hochelegantes Auto, das ihr zu folgen schien.

Einfach dabongulaufen schämte sich Marietta, aber vor ihrem Geiste entstanden Geschichten von entführten und vergewaltigten Frauen, und die Situation wurde immer unbehaglicher und unbehaglicher, da nur ein höchst einsamer Feldweg vor ihr lag.

Plötzlich stoppte das Auto. Ein schlanker, höchst eleganter junger Mann sprang heraus und näherte sich Marietta Weber mit Eilschritten. „Fräulein Marietta Weber!“ rief er laut, „bitte, ich habe ein Wort mit Ihnen zu sprechen!“

Kassungslos rief Marietta: „Sie kennen mich, das muß auf einem Irrtum beruhen! Sie sind mir unbekannt!“

„Ich aber, Fräulein Weber, verfolge Sie schon heimlich seit einem Monat, da nur Sie allein imstande sind, mich zu retten!“

„Zu retten? Sie sprechen in Rätseln. Verzeihen Sie, ich bin nicht gewohnt, mich Fremden auszuliefern!“

„Verzeihen Sie, daß ich vergaß, mich vorzustellen, ich heiße Professor Hans Neuburger!“

„Ah, der bekannte Maler!“ entschloß es in höchstem Staunen Marietta Weber, „aber wie könnte ich Sie retten? Sie sehen weder krank noch pflegebedürftig aus!“

„Das braucht eine längere Erklärung, bitte steigen Sie in mein Auto ein!“

„Danke, Herr Professor, das könnte doch vielleicht zu gefährlich werden!“

„Oh, wie vorsichtig! Also gut, ich will Sie ein Stück heimwärts begleiten und Ihnen mein Anliegen erzählen.“

Marietta nickte Gehör, setzte ihren Dobermann fester am Halsband, und so schritten sie, die kräftige Rude zwischen sich, den Feldweg zurück.

„Sie wissen schon, daß ich Maler bin, kennen vielleicht eines oder das andere meiner Genrebilder aus Ausstellungen!“ hub der Professor an. „Sie wissen aber nicht, daß ich eine Frau hatte, die zufällig auch Marietta hieß und die Ihnen zum Verwechseln ähnlich sieht! Vor einem halben Jahre trennte ich mich von meiner Frau, die mich mit meinem ältesten Schüler — allerdings einem feierreichen Baron — betrog.“

Ich habe aber einen sehr reichen Onkel in Amerika, der mir eine monatliche stattliche Rente aussetzt, so daß ich con amore arbeiten kann! Außerdem will mich der kinderlose, verwitwete Onkel zu seinem Universalerben ernennen.

Doch ist mein Onkel ein sehr strenggläubiger Katholik, wie es ja drüben in Amerika zu Hunderttausenden gibt, er kennt von meiner Frau nur eine Photographie, die, wie gesagt, Ihnen, Fräulein Marietta Weber, zum Verwechseln ähnlich sieht. Nun kommt mein Onkel Bernhard Janyer nächste Woche für vierzehn Tage zu Besuch zu mir! Würde er nun erfahren, daß ich geschieden bin, würde er mir nicht nur meine monatliche Rente von fünftausend Dollar, sondern auch die Erbschaft entziehen! Und nun komme ich mit der seltsamen Bitte zu Ihnen, Fräulein Marietta, spielen Sie für vierzehn Tage meine Frau! Sie würden mich sehr glücklich machen! Ich wäre Ihnen zu ewigem Danke verpflichtet, würde inzwischen ein wunderschönes Porträt von Ihnen machen!“

„Ihr Wunsch ist mehr als seltsam, Herr Professor, wie könnte ich einem Fremden, den ich vor einer Stunde noch nicht kannte, meinen guten Ruf opfern?“

„Aber wie würden Sie Ihren Ruf opfern, wenn Sie als meine Frau gelten würden?“

„Meine Freunde kennen alle meine Geseindlichkeit!“ war die schroffe Ablehnung Mariettas, „und was sollten meine Adoptiveltern von mir denken?“

„Könnten Sie nicht eine kurze Urlaubsreise vortauschen — bedenken Sie, Fräulein Marietta, Sie würden mir das Leben retten!“

„So, also ich soll lügen und täuschen, um einem mir Unbekannten ein Schlemmerdasein zu ermöglichen! Herr Professor, mir scheint, es wäre Ihnen ganz gesund, wenn der amerikanische Onkel Ihnen die Rente entzöge!“

„Wie hart und grausam so ein lieber Mädchenmund sprechen kann!“

Marietta schaute den Professor höchst überrascht an. Eine Schmeichelei hatte sie nicht erwartet, sich auf eine grobe Antwort gefaßt gemacht. Er war ein feiner Frauenkenner, daß er ihr so kam.

„Sie sind mir so sympathisch, Fräulein Marietta!“ fuhr der Professor unbeirrt fort, „ich hatte sicher auf die Erfüllung meiner Bitte gehofft! Auch bleibt mein Onkel sicher nicht länger als acht Tage, wenn er sich auch für vierzehn anlagt. Das amerikanische Erwerbsfieber steht schon zu sehr in seinem sonst urdeutschen Blute. Und acht Tage meine Frau vorzustellen, hätte ich nicht für eine zu arge Aufgabe gehalten. Wir hätten uns ja nur bei den Mahlzeiten gesehen — bei streng getrennten Schlafzimmern. Schade, es hat nicht sollen sein!“

Da neigte Marietta Weber etwas freundlicher den eigenwilligen Kopf. „Also streng getrennt — sonst, das ließe sich eher hören!“

„Ja, halten Sie mich denn für einen Schuft, Fräulein Marietta? Sie hätten nur mit mir den Onkel zu empfangen und ein wenig die Sonneurs zu machen, für alles übrige sorgi meine brave Hausdame, Fräulein Beate!“

„Gut also, ich willige ein!“ sagte Marietta Weber nach längerer Pause.

„Sie sind ein Engel, Fräulein, halt! Ich will keine Landläufigkeiten sagen, aber so gut will ich noch keine Dame portraitiert haben wie Sie!“

Einige Tage später erwarteten der Maler und seine angeblige Gattin den Onkel auf dem Weißbühnhofe.

„Well, da seid Ihr ja!“ grüßte der Onkel gleichmütig „Marths Bild ist sehr gut, ich hatt' sie gleich auch ohne dich, Hans erkannt!“

Man fuhr in des Professors hochelegantem Auto in sein entzückendes Künstlerheim.

Marietta war ja ein gewisses Wohlleben gewöhnt, aber was war dieses gegen des Professors Heim! Der raffinierteste Luxus umgab sie da. Nur schon der Toilettenstisch in ihrem Schlafzimmer, das funkelte nur so von Kristall und Silber. Und die entzückenden Pyjamas, Negligées und Toiletten hatte ihr der Professor für die wenigen Tage zur Verfügung gestellt.

Nun lag sie des Morgens im Spizenbett, die Arme unter dem Kopf verkränkt — wenn nur das Wohlleben immer so währen wollte —, aber bald war das wie ein schöner Traum verfunken.

Aber schon nach vier Tagen erklärte der Onkel, daß er dringend im Salzkammergut zu tun hätte, doch bald wolle er wiederkommen, und dann müßte das junge Paar ihn begleiten.

Schon nach zwei Tagen war der Onkel zurück. „Hans, laß dein Auto anfuhrn, wir reisen sofort nach Sankt Wolfgang!“

Raum konnte Marietta das nötige in eine Sandtasse tun, als der Professor bei ihr eintrat — er hatte ihr Zimmer bis dahin tastvoll gemieden. Galant hielt er ihr einen schönen Auto-mantel und Kappe hin: „Nun sind Sie bald erlöst, Marietta, der Onkel reist in zwei Tagen ab!“

Vor einer herrlichen Villa in Wolfgang hielt das Auto. „So, Kinder, das ist euer Sommerheim!“

„Ach! wie schön, du guter Onkel!“ rief der Professor begeistert. „Vielleicht nicht so gut!“ schmunzelte der Amerikaner, „denn ich bin fortan in eurem Bunde der Dritte! Ich habe mir genug erarbeitet, um am Kontinent ruhig meinen Lebensabend zu verbringen! Nun kannst du mich dauernd pflegen, Nichtchen! Aber eins bitte ich mir aus, denn ich bin noch gern altmodisch: Es ist Schluß mit eneren getrennten Schlafzimmern! Die Mode mag zur Not in der Stadt gehen, aber hier am Lande habt Ihr nur ein Schlafzimmer!“

Und der Onkel öffnete die Tür zu einem wunderbar eingerichteten Schlafzimmer. „So, Kinderchen, und nun laßt mich nicht mehr zu lange auf euer Baby warten, ich möchte gern bald „Dpa“ spielen!“ Und fnaz wurde der Schlüssel umgedreht! Kassungslos saßen die beiden Gefangenen sich an. Marietta näherte sich blühgeschwind dem Fenster: „Da heißt's halt hier hinaus, wenn's auch vielleicht Wein- oder Halsbruch kostet!“

Mit einem donnernden „Galt“ war der Professor bei ihr, riß sie vom Fenster in seine Arme: „Ich weiß noch eine Lösung, Marietta, Sie werden wirklich meine angebetete Frau!“

Die sogenannten wilden Tiere sind nach immer wiederkehrenden Berichten durch das Vordringen des Menschen in allen Gegenden der Erde in starker und unaufhaltbarer Abnahme begriffen, daß man glauben sollte, es werde solche nächsten nur noch in zoologischen Gärten und Menagerien geben. In der Tat sind ja sogar in Afrika schon Maßnahmen getroffen worden, die auf einen Schutz mancher selten gewordenen Vierfüßler abzielen, auch wenn diese nicht zu den nützlichen Tieren gezählt werden können, eben nur um der Erhaltung willen.

Die Ansicht, daß man schon mit dem Aussterben der großen Raubtiere rechnen müsse, scheint aber doch arg übertrieben zu sein. Zum mindesten sprechen die in Indien gemachten Erfahrungen mit auffallender Deutlichkeit dagegen. Indien hat doch gewiß im Laufe des letzten Jahrhunderts große Wandlungen erfahren. Es sind Tausende von Kilometern Schienenweg und große Straßen gebaut worden, und ein gut Stück unwüchsiger Natur hat diesen Zwecken zum Opfer fallen müssen. Dennoch zeigt die jährlich vorgenommene und veröffentlichte Statistik der durch wilde Tiere getöteten Menschen und zahmen Tiere nur eine geringe Abnahme. Die Bengaltiger haben sich Hunderte von ihnen geholt. Was ein einziges dieser großen Raubtiere leisten kann, hat der Fall eines Tigers bewiesen, der 19 Menschen tötete, ehe er zur Strecke gebracht werden konnte. Auch Panther und Varen haben sich recht unruhig gezeigt, in anderen Gebieten Leoparden und Wölfe. Selbstverständlich sind hohe Belohnungen auf die Tötung der großen Raubtiere ausgesetzt worden, aber auch das scheint keinen wesentlichen Nutzen zu bringen. In Vindhya kam auf dieselbe Art in einem Jahre eine Anzahl von 87 697 Stück um.

Reformbestrebungen im deutschen Handwerk.

Ein weiter Weg führt von den verkappten Zuständen mittelalterlichen Kunstwesens bis zu der freien Entfaltung des Handwerks von heute. Ehedem von einer starren Grenze umschlossen, die streng und unerbittlich die einzelnen Zünfte voneinander trennte, und niemand, der nicht die vorgeschriebene Lehrgang absolviert hatte, konnte in die umzäunten Reviere einbrechen. Durch traditionelle Ueberlieferung dieser Bräuche und Sitten war einem Fremdling der Eintritt in eine der Zünfte fast unmöglich gemacht. Hier ist die Ursache für die vielfachen Heiraten von Gesellen mit Meisterswitwen zu erblicken, weil sie durch diesen Schritt jäh zu einer Meisterswürde avancierten, beziehungsweise erbten, die sie auf andere Manier erst nach langem Warten erreicht hätten. Diese machtherrlichen Sitten sind charakteristisch für die große Bedeutung und den Einfluß, den das Handwerk in dieser Epoche ausübte. Die größten Würdenträger gingen damals aus dem Handwerk hervor, und wenn das Mittelalter in einer alten Chronik die Zeit des Kunstwesens genannt wird, so beweist das nur noch deutlicher, wie sehr das Handwerk in diesen Jahrhunderten das öffentliche Leben beherrschte.

Der Einbruch von Technik und Industrie hat diese Grundlagen so sehr erschüttert, daß um die Jahrhundertwende das alte Sprichwort „Handwerk hat goldenen Boden“ ziemlich ungerechtfertigt schien. In weitesten Kreisen verbreitete sich die Ansicht, daß die wachsende Macht der Industrie den sicheren Tod des Handwerks herbeiführen müßte. Aber glücklicherweise erwies sich die gesunde Substanz dieser Verufe widerstandsfähig, und nach hartem Kampf wurde die Krisis überwunden. Zwar nicht vollkommen, aber immerhin so, daß gegenwärtig etwa acht Millionen Deutsche vom Handwerk leben und ein einigermaßen hinreichendes Auskommen haben. Die Form des Handwerks kann also nach dieser Statistik zumindest nicht überlebt sein. Aber die Gesetze, die Bestimmungen, die diese Arbeit regeln, waren bisher wenig günstig und geordnet. Daher hat sich die deutsche Handwerkskammer entschlossen, ein Institut zu gründen, in dem Handwerkswissenschaft gelehrt wird. Sitz dieser neuen Einrichtung wird Berlin sein, in der Annahme, daß die deutsche Reichshauptstadt der geeignetste Ort für eine solche Gründung ist. Der Deutsche Reichstag hat bereits die erforderliche Gründungssumme bestätigt, und so wird also das Unternehmen bald seine Tätigkeit ausüben können.

Seine Aufgaben und Ziele bestehen darin, alle im Handwerk tätigen Kräfte zusammenzufassen und weiterzubilden. Wenn man also diese Bestrebungen verallgemeinert, so läßt sich sagen, daß diese Gründung eine Art kaufmännischer Fortbildungsschule für Handwerker bedeutet oder auch eine Art von Handwerks-Universität darstellt. Alle Fragen, die irgendwie diese Berufs-wirtschaft angehen, werden hier diskutiert werden unter besonderer Berücksichtigung der volkswirtschaftlichen Faktoren. Sehr begrüßenswert, daß sich der deutsche Staat zu dieser Einrichtung entschlossen hat, denn es ist anzunehmen, daß eine Neubelebung des Handwerks die Folge ist und sich auf Grund solcher Förderungsmaßnahmen die Stellung des Handwerks wieder in einer Weise festigt, die zum Wohle der Wirtschaft wesentlich beiträgt.

Nur der ernste Beobachter der Wirtschaftslage weiß, welche entscheidende Rolle das Handwerk im Leben des Staates spielt. Gewerbetreibend ist die Grundlage des Wohlstandes, und keine noch so mächtige Industrie wird ein Mantel auf diesem Gebiete ausgleichen können. Daher sind alle Maßnahmen zur Unterstützung des Handwerks im Interesse des Volkes als politische Tat zu buchen, die sich hoffentlich gegenwärtig auswirken wird.

25. November.

Zum 50. Geburtstag Georg Kaisers. Am 25. November wird Georg Kaiser, wohl unser fruchtbarster Dramatiker, fünfzig Jahre alt. Er ist in Magdeburg als Sohn eines Kaufmanns geboren, wurde auch selbst Kaufmann und kam in jungen Jahren nach Buenos Aires, wo er schwer erkrankte. „Der Wille zum Deutschland“, wie er selbst sagt, ließ ihn nach Deutschland zurückkehren. Mit 25 Jahren begann er seine dramatischen Arbeiten, 1914 kam er zum ersten Mal auf die Bühne, und seither hat er mehr als 30 Werke geschaffen, durchweg für die Bühne. Überall wurde er etwa seit 1917 gespielt, auch im Ausland. Einen großen tiefgehenden Erfolg hatte er vor allem mit den „Bürgern von Calais“, mit seinem für ihn vielleicht charakteristischsten Drama „Von morgens bis mitternachts“, als besonders bühnenwirksam erwiesen sich die Stücke „Kolportage“ und „Nebeneinander“. Daß die rasche und vielseitige Produktion seine dichterische Kraft nicht minderte, zeigte sein bisher letztes Schauspiel „Oktobertag“.

Aus unserem Raritätenkasten.

361.

Die Marskanäle erstrecken sich ihrer Länge nach über 500 bis zu mehreren Tausend Kilometern. Jeder Kanal mündet in ein Meer oder einen See oder in einen anderen Kanal. Die Breite beträgt bis zu 300 Kilometern. Die schmalsten sind etwa 30 Kilometer breit, noch schmalere mag es geben, sie sind uns aber nicht sichtbar.

362.

Wenn auch die genauen Angaben Herodots, der die äußere Stadtmauer Babels mit $22\frac{1}{2} \times 22\frac{1}{2}$ Kilometern angibt, etwas übertrieben sind, so ist die alte Weltstadt zu beiden Seiten des Euphrats in der Tat über 200 Quadratkilometer, d. h. mehr als doppelt so groß gewesen als das heutige Berlin (ohne Vorstädte).

363.

1617 erlangten die Mehlberge von Klieben an der Elbe eine gewisse Berühmtheit. Wie die Chronik weiter berichtet, gingen 1719 bis 1720 und 16 Jahre später, da solcher Mißwachs eintraf, daß man das Stroh von den Dächern verfütterte, wahre Völkerwanderungen zu der gesegneten Stätte.

364.

Anfangs ist die junge Funder, die sich in den oberflächlichen Meeressichten aufhält, genau so symmetrisch mit einem Rechts und einem Links des Körpers gebaut wie die anderen Fische, etwa der Barak oder die Plöke. Sobald sie etwa 1 Zentimeter lang geworden ist, wächst ihr Körper (mit einem Mal) in die Breite und flacht sich immer mehr, so daß sie bald nicht mehr nach gewöhnlicher Fischweise zu schwimmen vermag, sie fällt gleichsam auf die Seite wie ein kranker Fisch, und wie dieser sinkt sie auf den Grund. Das dem Boden zugewandte Auge beginnt nach oben zu wandern über die Stirn hinweg, und bald sitzt es neben dem anderen, bei der Funder und Scholle auf der rechten Seite, woran man diese nah verwandten Arten leicht unterscheiden kann.

365.

Unter der Regierung Heinrich des Vierten war der Luxus der Frauen ein so ungeheuerlicher geworden, daß der König sich im Jahre 1575 entschloß, den unglücklichen Ehemännern zur Hilfe zu kommen.

Auf seinen Befehl wurde eine Liste von 30 Pariser Damen, die einen besonders großen Aufwand trieben, aufgestellt und die Unverbesserlichen auf der Straße verhaftet und ins Gefängnis abgeführt. Aber selbst diese strenge Maßnahme erwies sich als ein Schlag ins Wasser.

366.

Manche eßbare Tiere sind zeitweise ungenießbar, weil sie dann ihrerseits eine bestimmte Nahrung zu sich nehmen, z. B. der Papagei zwischen Dezember und April, da er sich dann von Korallenpolypen nährt, aber auch der Hering, wenn er gewisse Arten von Weichtieren zu sich nimmt und in der Laichzeit.

367.

Der Geiser auf der Rheininsel Gamedy schleudert alle vier Stunden eine Wassersäule von 25 Zentimetern Durchmesser bis zu 60 Meter hoch. Da das Bohrloch 350 Meter tief ist, beträgt die absolute Höhe des Strahles über 400 Meter. Die Menge des bei einem Ausbruch herausgeschleuderten kohlensäurehaltigen Mineralwassers wird auf 40 000 Liter geschätzt.

368.

Eufahpftsbäume sind die wertvollsten Luftverbesserer in dumpfigen Gegenden.

369.

Farnfräuter werden in den Tropen 16 Meter hoch.

370.

In der Luft, die wir ausatmen, ist der Kohlenstoffgehalt hundertmal größer als in der atmosphärischen Luft.

371.

Der Igel verträgt vom Gift des Wundstarrkrampfes (Tetanus) eine Dosis, die genügen würde, um 8000 Menschen zu töten.

372.

Der Körper des Erwachsenen besteht aus 16 Prozent Skelett, 42 Prozent Muskel, 18 Prozent Fettgewebe, 7 Prozent Blut, 16,9 Prozent Drüsen.